

Jeannette Fischer

Angst

vor ihr müssen wir uns fürchten

Klostermann/Nexus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

2., unveränderte Auflage 2022

Copyright © 2020 Vittorio Klostermann GmbH · Frankfurt am Main
Copyright © 2018 Stroemfeld Verlag AG, Basel
Alle Rechte vorbehalten. All Rights Reserved.

Lektorat: Jeannine Horni
Druck: docupoint GmbH, Barleben
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
entsprechend ISO 9706.
Printed in Germany.
ISBN 978-3-465-04593-9

Vorwort

Das psychoanalytische Setting ist ein Beziehungssetting. Da sitzen sich zwei Menschen gegenüber – oder der eine liegt –, und im Prozess des gemeinsamen Sprechens entsteht eine Beziehung, an der die Strukturen und Dynamiken der in der Kindheit erfahrenen Beziehungen abgelesen werden können. So wird es möglich, über die Erkenntnis und Analyse die im Unbewussten lagernden Geschehnisse zu verstehen, neu einzuordnen und die Distanz zu ihnen zu regulieren. Dieser Prozess vermag Nöte und Leiden des/der Hilfesuchenden zu mildern und deren Wiederholung zu vermeiden.

Die psychoanalytische Bindung ist eine emotionale. In diesem Setting werden frühe und unbewusste Beziehungsdynamiken vitalisiert, die nun neu eingebettet in der Beziehung mit der Psychoanalytikerin oder dem Psychoanalytiker eine Aufgehobenheit erfahren, die vorher entbehrt werden musste. Daraus entstehen neue Lebensbedingungen, neue Grundlagen zur Ich-Entfaltung, zur Bildung von Vertrauen und zur Verortung des Ichs in Gemeinschaft.

Die Angst ist eine Empfindung, die wir alle kennen. Wir wissen auch, wie wir sie zu vermeiden, zu umgehen, zu verdrängen versuchen. Wir versuchen einen Umgang mit ihr zu finden, wir versuchen sie zu bejahen oder auch zu verneinen. Doch sie bleibt gegenwärtig.

Entgegen der gängigen Annahme, Angst schütze uns vor Gefahren und sei daher eine existenzsichernde Empfindung, behaupte ich, dass wir die Angst nicht brauchen. Die Furcht übernimmt diese Schutzfunktion. Ich behaupte weiterhin, dass die Angst nicht Ausdruck einer bevorstehenden, sondern einer bereits eingetretenen Gefahr ist.

In diesem Buch zeige ich auf, dass es die bestehenden Machtverhältnisse auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene sind, die der Angst bedürfen; ohne die Angst könnten sie sich nicht durchsetzen. Ich zeige auf, wie ein hierarchisches Gefälle eingeführt wird, das den Herrschaftsdiskurs begründet – ein Gewaltdiskurs, der die Angst zur Grundlage hat.

Die Angst ist eine Reaktion auf Gewalt. Sie ist eine Empfindung der Ohn(e)macht. Wir sind unserer konstruktiven Kräfte – ich nenne sie die *Aggressionen im Dienste des Ich* – beraubt. Ein anderer hat die Macht über uns.

Ich zeige in diesem Buch weiterhin auf, wie wir uns im Herrschaftsdiskurs bewegen, wie wir ihm unterworfen sind, und auch, wie wir selber zum hierarchischen Gefälle beitragen. Wie wir uns der Gewalt bedienen, die oft nicht mehr als solche erkannt und bezeichnet wird. Wie wir den Opfer-/Schulddiskurs einführen, um Unterwerfung und Manipulierbarkeit zu erwirken. Wie dieser Diskurs sowohl in seiner kleinsten Einheit, zwischen zwei Personen, als auch in einer grösseren sozialen Gemeinschaft zum Tragen kommt.

Ich zeige auf, wie die Schuld zum Verbündeten der Angst wird.

Unsere Angst kann nicht unabhängig von diesen Zusammenhängen gesehen werden. Sie darf nicht als psychische Störung eines Individuums pathologisiert und in Einzeltherapien behandelt werden, sondern ist als Ausdruck eines Herrschaftsdiskurses zu lesen, an dem wir alle teilhaben und teilnehmen. Wir müssen verstehen, warum es uns so schwerfällt, diesen Diskurs zu verlassen. Einerseits fehlt uns für diesen Paradigmenwechsel ein alternativer Diskurs, andererseits droht uns die Strafe dafür, der Ausschluss aus Gemeinschaft und die folgende Einsamkeit.

Mein Buch handelt aber auch vom intersubjektiven Diskurs, von dem Raum, der eröffnet wird, wenn der *andere* als anders, als Nicht-Ich anerkannt wird. Nicht im Sinne von Toleranz – denn Toleranz gehört zur Begrifflichkeit des Herrschaftsdiskurses –, sondern im Sinne einer Anerkennung des anderen in seiner Differenz. Denn das ist das einzig Verbindende unter Menschen und in der Gesellschaft. Alles andere ist Teil eines Gewaltdiskurses.

Die Erfahrungen in meiner 30-jährigen Praxis als Psychoanalytikerin haben mir ermöglicht, den Paradigmenwechsel vom Herrschaftsdiskurs zum intersubjektiven Diskurs nicht mehr als Utopie zu sehen. Sie haben mir gezeigt, dass der intersubjektive Diskurs die wichtigste Voraussetzung ist, um Ich zu konstituieren und an Gemeinschaft, an der Welt gestalterisch teilzuhaben. Dabei entfallen Omnipotenzvorstellungen und auch der Antrieb, an Macht zu partizipieren. So wird das Verbindende unter Menschen und in Gesellschaft nicht mehr die Schuld, nicht mehr die Gewalt sein, sondern die Lust und die Neugierde.

Ich bedanke mich bei ...

Erica Meier, Brigitte Brunner, Jacqueline Schöb und Guido Fluri für ihre Unterstützung. Sie haben es mir ermöglicht, dieses Buch zu schreiben.

Jeannine Horni für das sorgfältige Lektorat.

Meinen Verlegern KD Wolff und Doris Kern für ihr Vertrauen.

Meinem siebenjährigen Enkel Levin für seine reizende Zeichnung auf der Titelseite.

Ohne die Zusammenarbeit aller wäre dieses Buch nicht entstanden.

Ein buddhistischer Mönch meditiert unter einem Baum.
Da kommt die Pest vorbei und er fragt: »Wohin des Weges?«
Die Pest: »Ich gehe in die Stadt, um tausend Menschen zu töten.«
Nach einiger Zeit trifft die Pest auf dem Rückweg wieder den Mönch unter dem Baum. Er fragt sie: »Du hast gesagt, du würdest tausend Menschen töten – man berichtete mir, dass zehntausend gestorben sind?« Die Pest: »Ich habe tausend getötet. Die anderen hat die Angst getötet.«

Die Angst vor dem Erfolg

Frau Müller hat Angst. Sie hat Angst vor der Masterarbeit und sie hat Angst vor der Abschlussprüfung. Ihre Ängste sind so gross, dass sie tagelang wie gelähmt im Bett liegt, ihre Körperpflege vernachlässigt und nicht einmal mehr telefoniert. Auch für die Therapeutin bleibt sie unerreichbar. Die Verbindung zur Aussenwelt ist unterbrochen. Frau Müller schaut stundenlang Serien – so verbringt sie ihre Tage in zunehmender Unordnung. Sie fühle sich nicht einmal schlecht dabei, weil sie gar keine Gefühle mehr habe, sagt sie. Es sei ein Zustand von Dumm- und Dumpfheit.

Frau Müller hat ein erstes Studium in Literaturwissenschaft abgeschlossen, das zweite in Philosophie drängt nun ebenfalls nach einem Abschluss. Sie ist 30 Jahre alt, sieht gut aus, liebt es, unter Freunden und Fremden zu sein; sie ist aufgeweckt, man hat sie gern. Das Geld für ihr Studium verdient Frau Müller grösstenteils selber. Sie wird bei der Arbeit geschätzt, obwohl sie immer wieder tagelang fehlt. In der restlichen Zeit holt sie das Versäumte nach. Die Masterarbeit im Philosophiestudium hat sie nach monatelangen Qualen verspätet abgegeben und dafür die Bestnote erhalten. Nun beginnen die Prüfungen, auch diese muss sie verschieben. Nach der zweiten von fünf Prüfungen sagt sie mit grösster Überzeugung, diese sei nun wirklich misslungen. Diesmal sei es nicht wie früher, als es dann doch jeweils besser herausgekommen sei, als sie gemeint habe. Diesmal täusche sie sich nicht, und sie wolle mit ihrer Überzeugung ernst genommen werden.

Doch Frau Müller schloss alle Prüfungen mit der Bestnote ab und erhielt ein summa cum laude. Eigentlich wollte sie nicht an die feierliche Notenübergabe in der grössten Kirche der Stadt gehen, weil sie zu müde war. Eigentlich, sagt sie, sei die Bestnote ein Zufall, Glück und habe nichts

mit ihrer Leistung zu tun. Eigentlich würden die Professoren sie einfach mögen. Eigentlich wisse sie gar nichts, das sei nur niemandem bewusst. Eigentlich habe sie alle getäuscht, und eigentlich liessen sich alle täuschen.

Angst trennt das Subjekt von sich und der Welt

Frau Müllers Angst vor der Prüfung antizipiert ein Scheitern. Die Möglichkeit zu reüssieren ist nicht vorgesehen in dieser Angst, der Erfolg wird ausgeschlossen. In ihrem Innern wird diese Befürchtung zur Realität. Die fest in ihr verankerte Annahme eines Scheiterns lähmt ihre Kräfte bis hin zur Ohnmacht, die sie an den alltäglichen Verrichtungen hindert. Ihre Angst ist so gross, dass sie nicht mehr imstande ist zu lernen. Auch ihr gesunder Ehrgeiz hat sich verflüchtigt. Ihr Alltag wechselt zwischen ihrer freudigen, erfüllenden Tätigkeit, der kreativen Arbeit am Master und einem ein- bis viertägigen Rückzug pro Woche in ihr Zimmer. Dieser Rückzug bedeutet den Bruch sämtlicher Beziehungen. Frau Müller ist nicht mehr erreichbar, selbst für ihren Freund nicht, und auch nicht für ihre WG-Mitbewohnerinnen. Man lässt sie in Ruhe – man kennt es, es ist aussichtslos, sich zu bemühen, man zerschellt an ihrer Abschirmung. Selbst ihr Zugang zu sich selber ist nicht mehr gesichert; sie isst entweder zu viel oder zu wenig, und wenn sie isst, dann ungesund. Auch tagelang vom Bett aus Serien zu schauen ist eigentlich nicht ihre Art.

Dann plötzlich geht es wieder, sie taucht auf, bewegt sich, wäscht sich, geht arbeiten und Bier trinken wie alle anderen auch und ist ganz munter. Es ist, als ob sie ihren Tribut geleistet hätte für so viel Freude und Erfolg da draussen im Leben, welche ihr die Tage der Aktivität beschert haben. Dann wieder der Bruch.

Angst trennt. Sie trennt das Subjekt von sämtlichen Beziehungen, sie trennt es von der Welt. Der Bezug zu allem geht verloren. und eine ohnmächtige Einsamkeit macht sich breit, die Frau Müller mit TV-Serien zu füllen und auszuhalten versucht. In dieser Ohn(e)macht entbehrt sie genau der Aggressionen im Dienste des Ich, die sie zur Prüfungsvorbereitung benötigt.

Die Aggressionen im Dienste des Ich

sind konstruktive Kräfte, die ein Subjekt im Dienste seines Ich einsetzen und regulieren kann. Sie ermöglichen dem Ich Wachstum, Entwicklung und Entfaltung, sie ermöglichen ihm, an der Welt gestalterisch mitzuwirken. Die konstruktiven Aggressionen zielen nicht auf

die Zerstörung des Gegenübers, sie regulieren ausschliesslich das Ich, werden aber oftmals als zerstörerisch ausgelegt, weil sie die Interessen und Erwartungen eines Gegenübers enttäuschen können. Der Gegensatz dazu sind die destruktiven Aggressionen, welche die Zerstörung des Anderen zur Absicht haben.

Warum fallen bei Frau Müller diese Kräfte weg? Warum trennt die Angst sie von der Selbstsicherheit, dass sie die Prüfung schafft? Die Angst antizipiert das Nichtgelingen, sie nimmt es in der Vorstellung vorweg. Es ist also, genau besehen, eine Angst vor dem Gelingen. Denn das Gelingen scheint ja nicht gelingen zu dürfen.

Eine Prüfung kann niemandem etwas anhaben, es gibt keinen Grund, sich davor zu ängstigen. Ein mögliches Misslingen wäre zwar enttäuschend, reicht aber nicht als Erklärung für den tagelangen Rückzug in die Unbewegtheit, zumal Frau Müller mit einem ersten abgeschlossenen Studium und mit Stellenangeboten in ihrem zweiten Fach nicht in einer prekären Lage ist.

Weil in der Angst der Erfolg bereits vorwegnehmend ausgeschlossen ist, scheint es naheliegend, dass Frau Müller Angst vor dem Erfolg hat. Doch auch der Erfolg vermag niemandem etwas anzuhaben, bereitet er doch Freude und Genuss. Etwas ganz anderes ist es hingegen, wenn Frau Müller der Erfolg geneidet wird.

Introjekte

sind in der Kindheit erfahrene Beziehungsformen, die wir in uns aufnehmen und im Erwachsenenalter weiter in uns tragen. Sie haben manchmal die Macht, uns beachtlich einzuschränken. Den Prozess, in dem diese Beziehungsmuster in uns hineingelangen, nennen wir Internalisierung. Er ist Teil unseres Aufwachsens und bleibt unbewusst. Erst das Leiden an diesen Introjekten kann bewusst wahrgenommen werden.

Die Voraussetzung für diesen Internalisierungsprozess ist ein Subjekt, das dem Kind nahesteht und ihm eine bestimmte Form der Beziehung über eine grosse Dauer hinweg anbietet. Diese wird, in der andauernden Wiederholung, ihre Festigkeit und Gesetzmässigkeit erlangen und als Introjekt ihre Wirkungsmacht entfalten.

Der Verzicht als Beziehungskitt

Die Prüfungsangst von Frau Müller ist Zeichen einer internalisierten Beziehungserfahrung, in welcher der Erfolg zu etwas wird, das es zu vermeiden gilt. Sollte er sich dennoch durchsetzen, wird er als Zufall und sicher nicht als Ergebnis der eigenen Fähigkeiten erfahren.

Was ist nun dieses Introjekt, das bei Frau Müller diese vehemente Reaktion bewirkt, und was ist seine Interaktion mit ihr? Dieses Introjekt, das sie blockiert und in einen tagelangen Rückzug zwingt, in ein Abgetrenntsein von sich selbst und der Welt? Das sie aus einem geselligen und kreativen Alltag in eine Ohnmacht stürzt? Auf Fragen zu ihren Beziehungen muss Frau Müller selber staunen, als sie erkennt, dass vorwiegend Schuld das Bindemittel ist. Ihrer Mutter gegenüber habe sie nur Schuldgefühle, sagt sie, auch ihr Freund komme zu kurz und die Wohngemeinschaft sowieso. Nur bei ihrem Vater könne sie eine schuldfreie Freude empfinden. Ihre Mutter trennte sich von ihm, als Frau Müller 13 Jahre alt war. Ihre beiden Geschwister sind jünger, sie alle hatten sich gewünscht, beim Vater zu wohnen.

In der Zeit der Trennung ihrer Eltern begannen die Blockaden und Ängste bei Frau Müller. Sie blieb tagelang dem Gymnasium fern und bestand dennoch die Maturität mit Bestnoten. Sie beschreibt ihre Mutter als Leidende, als Opfer des Ehemannes, Opfer der Kinder, die alle ihre eigenen Wege gehen und sich der Kontrolle der Mutter nach und nach entziehen. Nie habe sie geschlagen oder ein böses Wort gesagt, nie geschrien und nie Strafen verhängt.

Frau Müller erinnert sich, dass sie seit jeher einen Schmerz in der Brust verspürt, einen Stich, dem eine Atemlosigkeit folgt, ein Gefühl der Ohnmacht, sobald sie sich aus dem Kontrollradius der Mutter hinausbewegt. Sofort hole sie das Schuldgefühl ein, bringe sie zum Zweifeln, zur Verzweiflung gar. Hat sie ihrer Mutter womöglich unbewusst etwas angetan? Man weiss ja nie, denkt sie. Es passiert, ohne dass man es will. Warum leidet meine Mutter meinetwegen? Vielleicht bin ich wie mein Vater und kümmere mich zu wenig um sie, schaue nur für mich und vernachlässige sie? Vielleicht arbeite auch ich zu viel wie mein Vater und habe kein anderes Ziel, als erfolgreich zu werden?

Inzwischen rückt das Ende von Frau Müllers zweitem Studium näher. Seit sie in der WG wohnt, beklagt sich ihre Mutter nicht mehr. Doch der Stich in Frau Müllers Brust hält an, ihr tagelanger Rückzug auch. Das Schweigen der Mutter ist ein leidendes, Frau Müller weiss es zu deuten,

sie möchte die Mutter entlasten, sie bemüht sich um sie, sie versucht ihre Schuld an diesem Leiden zu mindern. Doch es hält sich hartnäckig und mit ihm ihre Schuldgefühle.

Noch kann Frau Müller das Leiden ihrer Mutter nicht als inszeniert entlarven, nicht als einen Ausdruck des Neides. Sie hat gelernt, dass der Erfolg des einen zum Leiden des anderen gereicht, und sie hat gelernt, dass man verlassen wird, wenn man Erfolg hat, dass die mütterliche Beziehung einem Erfolg nicht standhält. Keinesfalls aber möchte sie die Beziehung zu ihrer Mutter und auch diejenige zu ihrem Freund gefährden. Sie möchte nicht erfolgreich sein, jedoch alleine bleiben. Im tagelangen Rückzug ins Bett findet sie zurück in die Beziehung zu ihrer Mutter. In der Entbehrung der Aggressionen im Dienste des Ich, in der Entbehrung des Erfolges bleibt ihr die Zuneigung der Mutter gesichert. Sie bezahlt ihr den Tribut für die erfolgreichen Tage und beschwichtigt damit den mütterlichen Neid: »Ich bin nicht so erfolgreich, wie du denkst, es fällt mir nicht alles in den Schoss; sieh mal, auch ich leide.«

Schon als Kleinkind war das so, das ist nicht neu. Frau Müllers Rückzug ist eine Reaktion auf ein mütterliches Introjekt, das sich im Laufe ihres Aufwachsens in ihr gefestigt hat. Demnach ist schuldfreie Nähe nur möglich, wenn sie den autonomen Erfolg aufgibt. So findet sie zurück in die Beziehung zu ihrer Mutter, einer einstmals lebenswichtigen Beziehung, und genau an diesem Punkt verliert sie die Beziehung zu sich selbst. Im Verzicht auf Autonomie und Expansion, im Verzicht auf die lebenserhaltenden und konstruktiven Aggressionen, die ihr die Lust am Leben sichern und die sie von der Mutter unabhängig machen. Und genau hier beginnt die Angst. Hier, am Drehpunkt des Erfolges, wo ihre konstruktiven Aggressionen als zerstörerisch gespiegelt werden. Hier, wo die Schuld beginnt, und hier, wo ihre Angst vor der Prüfung das Misslingen antizipiert, den Genuss des Gelingens zerstört.

Frau Müller kennt die Nähe als Schmerz, als Abgrund und als Ohnmacht. Sie geht davon aus, dass die Grösse des Schmerzes der Grösse der Liebe entspricht. Sie versucht sich in diesem Schmerz einzurichten, es darin auszuhalten, beweglich zu bleiben. Sie versucht, sich in den Erwartungen der Mutter zu organisieren, und sie versucht, ihr Ich zum Stillschweigen zu bringen, um dem mütterlichen Introjekt Genüge zu tun.

Der Opferdiskurs

ist ein aggressiver Diskurs. Das »Opfer« richtet in der Beziehung ein hierarchisches Gefälle ein, um Kontrolle und Macht über das Gegen-

über zu erlangen. Die Verbindung zum anderen ist im Opferdiskurs festgelegt und unverrückbar. Die Schuld ist das Bindemittel: Der andere ist der Täter, der am »Opfer« schuldig geworden ist. Die Opferposition ist eine mächtige, vermag sie doch bei fast jedem Menschen Schuldgefühle auszulösen und ihn zu Rechtfertigungen anzutreiben. Kinder und Jugendliche sind kaum dagegen gefeit und nicht gewappnet, solche Aggressionen zu entlarven. Sie können sich auch nicht davon distanzieren, weil sie in einer Abhängigkeit zum »Opfer« stehen. Die Aggressionen, die im Dienste des Ich stehen, werden im Opferdiskurs als schädlich gespiegelt. Das verursacht Angst, weil sie nicht mehr schuldfrei eingesetzt werden können.

Der Opferdiskurs ist ein Herrschaftsdiskurs: Das »Opfer« bemächtigt sich des Gegenübers, das keine Möglichkeit mehr hat, die Beziehung selber zu gestalten oder zu regulieren. Er/sie bleibt der Täter, der/die Schuldiggewordene. Ein Ausweichen ist in dieser vorgegebenen Struktur nicht möglich. Der einzige Ausweg wäre, diese Beziehung aufzugeben. Doch da sich unsere Gesellschaft in Kleinfamilien einteilt, bleibt einem Kind diese Möglichkeit verwehrt. Damit erlangt das »Opfer« eine Position der Macht über das andere Subjekt, dem nun die Machtlosigkeit, die Ohn(e)macht zugeordnet ist. Die Empfindung dieser Ohnmacht ist die Angst. Die Differenz, die zwischen zwei Subjekten besteht, wird zugunsten eines hierarchischen Diskurses der Schuld aufgehoben. Ein Gefälle wird eingeführt, das den anderen in seinem Anderssein entwertet und unterwirft, seine Aggressionen im Dienste des Ich in Schuld einbindet, eine Schuld, die fortan das Bindemittel dieser Beziehung ist.

Der intersubjektive Diskurs

anerkennt demgegenüber den anderen als anders, als Nicht-Ich, und legt keine Positionen fest: Die Beziehung spielt sich auf Augenhöhe ab und ist nicht hierarchisch. Die Anerkennung der Differenz ist gewährleistet und wird zum Bindemittel der Beziehung. Die Verantwortung über die Beziehung und die eigene Befindlichkeit bleibt beim Subjekt. Die Aggressionen, die im Dienste des Ich stehen, behalten ihre Funktion.

Hass sichert Gemeinschaft

Frau Müller sind die Aggressionen im Dienste des Ich, die Entwicklung und Wachstum, Neugierde und Lust ermöglichen, als schädlich gespiegelt worden. Den Spiegel eines »Opfers« vorgehalten zu bekommen, bedeutet, in einer fortwährenden Schuld an diesem Opfer zu sein. Die Angst der Tochter ist ein Hinweis, dass ihre Aggressionen im Dienste des Ich nicht mehr genützt werden dürfen, ohne dass sie schuldig wird. Diese Schuldgefühle drängen Frau Müller in den Rückzug, ins Bett. Hier verbüsst sie ihre Strafe, hier, in der Bewegungslosigkeit, in der Aufgabe der konstruktiven Aggressionen, in der Aufgabe des Erfolges möchte sie sich ihrer Schuld entledigen, um wieder in die Beziehung zur Mutter aufgenommen zu werden, um wieder von ihr geliebt zu werden. Frau Müller wird in der Folge alle ihre konstruktiven Kräfte als schädlich und mit Schuld kontaminiert erleben, und so wird ihr das Lernen auf die Prüfung und die Masterarbeit zur Qual.

Im intersubjektiven Raum hingegen hat die Schuld keinen Platz, die Prüfung wird zu einer Herausforderung, frei von der Angst, die Mutter zu beschädigen.

Die in Schuld eingezäunten und behinderten konstruktiven Kräfte, die über Jahre hinweg als schädliche gespiegelt wurden, werden Teil der Identität: Das Subjekt erlebt sich nun selber als destruktiv. So ruft Frau Müller einmal spätabends an, verzweifelt; sie hätte wild um sich geschlagen und die Wohnung demoliert und alle Mitbewohner seien deswegen ausser sich. Ich stellte mir das Fürchterlichste vor, beschädigte Möbel, zerbrochene Fenster, verletzte Personen. Es stellt sich jedoch heraus, dass sie nur beim Spielen der Gitarre eine Saite gerissen hat. Überaus harmlos, keine Spur einer Verwüstung. Nur eine gerissene Saite, mehr nicht. Sie hingegen nimmt sich selber als durchaus zerstörerisch wahr, worüber sie so sehr verzweifelt ist, dass sie mich zu solch später Stunde noch anruft. Hinzu kommt, dass sie sich mit solchen »Ausbrüchen« als beziehungsgefährdend erlebt.

Sobald ein Subjekt seine Aggressionen im Dienste des Ich als schädlich erfahren muss, widerfährt ihm Gewalt: Es ist dem schuldfreien Zugriff auf diese Lebenskraft enteignet. Alleine gelassen in der Hinderung dieser Kräfte durch deren Identifikation als destruktive, wird dieses Subjekt sie gegen sich wenden, um andere vor ihnen zu schützen.

Nimmt die Selbstdestruktion ein für das Subjekt schlimmes Mass an, wird diese Form des Selbsthasses unerträglich, dann wird sie mit Hilfe einer Projektion ausgelagert. Es wird ein Subjekt oder auch Objekt gesucht,

das sich eignet, um ihm diese Projektion anzuheften. Es wird immer ein »fremdes« Subjekt sein, eines, das in keiner direkten Beziehung zum Subjekt steht, eines, bei dem keinerlei Gefahr besteht, dass die – im Opferdiskurs gefangene – Beziehung gefährdet wird. Es wird ein »fremdes« Subjekt sein, das oftmals bereits von anderen »benutzt« wurde und wird. Damit kann der Hass – so müssen wir die vormalig konstruktiven Aggressionen bezeichnen – in einem gewissen Rahmen legitimiert werden: Das »Objekt« des Hasses wird allgemein als hassenswert anerkannt. Dieser muss damit nicht zwingend hinterfragt werden und kann sich schuldfrei Bahn schaffen.

Der Hass ist immer auch Selbsthass und umgekehrt. Er wird zu einer bestimmenden emotionalen Form der Beziehung zu all jenen Subjekten, die sich vom eigenen Ich unterscheiden. An sie wird die Verantwortung für den Hass und auch die Schuld delegiert. Dies nicht zuletzt, um die Beziehung zum Opfer, in Frau Müllers Fall die Mutter, schuldfrei erfahren zu können.

Projektionen eignen sich nicht nur, um die destruktiven Aggressionen loszuwerden, sondern auch die Schuldgefühle. Die Abwehr der Schuld spielt eine zentrale Rolle, denn die Schuld ist – vor dem Hintergrund des Opferdiskurses gelesen – eine ungerechte Zuweisung. Ungerecht deshalb, weil die Aggressionen im Dienste des Ich niemals schädlich sein können, weder für das Ich noch für das Gegenüber. Schädlich und gewalttätig ist hingegen deren destruktive Spiegelung durch das Opfer.

Mit Schuld wird gemessen, gehandelt, verhandelt; wir alle versuchen sie auszulagern, loszuwerden – doch der Schuld diskurs bleibt eine Beziehungsform, gar ein Beziehungskitt. Im intersubjektiven Diskurs verliert die Schuld ihre Bedeutung, und an ihre Stelle tritt die Eigenverantwortung, die Teil der Beziehung wird. Diese Form der Beziehung kann nun nicht mehr in einem Gefälle der Schuld hierarchisiert werden.

Mit dem Rückzug versucht Frau Müller ihre Aggressionen im Dienste des Ich unschädlich zu machen: »Ich werde meine konstruktiven Aggressionen nicht nutzen, weil ich dich nicht beschädigen und leiden machen will. Ich weiss, sie tun dir nicht gut, also richte ich sie gegen mich selber und ziehe mich tagelang zurück ins Bett. Wenn diese Aggressionen für mich alleine nicht mehr tragbar sind, dann suche ich ein Subjekt, auf das wir beide – und vielleicht viele andere auch – uns einigen und lagere den Hass aus. Ich bin sogar bereit, gegen dieses Subjekt zu kämpfen, um von dir geliebt zu werden und um unsere Beziehung nicht zu gefährden.« So findet Frau Müller zurück in die Nähe ihrer Mutter, sie kann deren Neid

beschwichtigen und wieder Sicherheit und Aufgehobenheit in der Beziehung mit ihr erwirken: Beide haben nun einen gemeinsamen Feind. Das verbindet. Es ist der Hass, der verbindet.

Es ist möglich, dass Beziehungen nur durch einen gemeinsamen Feind gesichert werden können. Dass der Kampf gegen einen Feind das einzig Verbindende ist, das Einzige auch, das Anerkennung gewährleistet. Diese Art der Nähe und Sicherheit in einer Beziehung ist eine symbiotische, eine, welche die Differenz, das Anderssein des anderen, nicht mitberücksichtigt. Beide meinen dasselbe, verbinden sich in der Projektion des ausgelagerten Hasses und sind sich sicher, so ihre Beziehung nicht zu gefährden. Es entsteht eine Tendenz, dass sie zu wissen meinen, was richtig ist und was zu tun ist, während die anderen dieses Ziel angeblich verfehlen.

Der intersubjektive Diskurs bedient sich hingegen keinerlei Auslagerung, weil die Aggressionen im Dienste des Ich ihren Platz in der Beziehung behalten, weil sie Teil der Anerkennung anderer als Nicht-Ich sind. Das ist nur möglich, wenn der Zugriff auf diese konstruktiven Aggressionen, auf diese Kraft, schuldfrei bleibt.

Das Objekt der Angst und des Hasses

Die Angst als unentbehrlicher Faktor des Schuld- und Opferdiskurses hat nun entweder ein Objekt, das die Angst *vor* oder die Angst *um* etwas näher bezeichnet, oder aber sie konnte sich kein Objekt organisieren und bleibt diffus. Wenn nun die Aggressionen im Dienste des Ich über die Schuld in destruktive Aggressionen umgeformt und in der Identifikation des Subjekts mit dieser Destruktivität ausgelagert werden, um das eigene Ich und das andere geliebte Ich davor zu bewahren, dann entsteht auch eine Angst *vor* dieser Auslagerung. In dieser Angst kann sich das Subjekt ein weiteres Mal als »unschuldig« erfahren, vor allem, wenn es die Position des Opfers einnimmt. Jegliche Formen der Stigmatisierung (Rasse, Geschlecht, Klasse etc.) sind Beispiele solcher Formen der ausgelagerten Aggressionen, die sich als Angst vor dem Fremden, Anderen niederschlägt. Dabei darf nicht vergessen werden, dass die Angst eine sekundäre Folge des eigenen ausgelagerten Hasses ist und sie deshalb nicht als Rechtfertigung und Erklärungsversuch für vielerlei Handlungen anerkannt werden darf.

Die Angst, der Hass und das Opfer bedingen sich gleichermassen und können ohne einander nicht auskommen. Die Abgrenzungen sind manchmal schwer auszumachen, weil die Verantwortlichkeiten nicht mehr beim

Subjekt selber liegen, sondern als Schuld ausgelagert werden. Die Schuldzuweisung an einen anderen oder an ein Objekt dient als Schutz vor dem Beziehungsbruch, der droht, sollte die Eigenverantwortung übernommen werden, denn damit würde die Stabilität einer schuldhaften Beziehung ins Wanken geraten. Das heisst: Frau Müller hat Angst vor der Prüfung, sie fühlt sich ohnmächtig, weil sie ihre konstruktiven Aggressionen nicht einsetzen kann. Sie kann die Herausforderung der Prüfung, die ihr letztlich auch die finanzielle Ablösung von der Mutter ermöglichen würde, nicht auf sich nehmen, ohne schuldig an der Mutter zu werden.

Es ist nicht, wie häufig angenommen, die Angst, die den Hass gebiert, denn die Angst, die Ohnmacht, entbehren gerade dieser Kraft. Vielmehr ist es die Unterbindung konstruktiver Aggressionen durch einen Diskurs, der ein leidendes Opfer einrichtet, an dem man schuldig wird, sobald man eigenständig und different zu ihm steht. So werden Frau Müllers autonome Bestrebungen, die Prüfung zu bestehen, als destruktiv erlebt, und um die anderen vor ihrem Hass zu bewahren, richtet sie diesen gegen sich selbst. Dass sie sich ins Bett zurückzieht, bedeutet also, dass sie den Hass lieber gegen sich selbst als gegen die Mutter richtet und dass sie von diesem Hass/Selbsthass an der freien Bewegung gehindert wird. Die Prüfung erweist sich zudem als komfortabler Ort, an den sie ihre Aggressionen auslagern kann, um dann von ihnen bedroht zu werden und vor ihnen Angst zu haben. Ausserhalb des Opferdiskurses wäre die Prüfung für sie eine Herausforderung, die auch Spass machen könnte.

Die gemeinsame Projektion

Einigen sich viele Menschen auf eine Projektion beziehungsweise sind sich viele einig, dass beispielsweise Prüfungen Angst machen, der weisse Hai eine Bestie und der Fremde gefährlich ist, dann verbinden sie sich im gemeinsamen (unbewussten) Einverständnis, den Hass auszulagern, um die für sie wichtigen Beziehungen nicht zu gefährden und sich selber darin nicht als different zu erkennen zu geben. Denn die Anerkennung der Differenz würde den bestehenden hierarchischen Diskurs erheblich gefährden. Letztlich geht es auch darum, sich selber zu schützen vor einem Ausschluss aus Beziehungen, aus der Gemeinschaft. Das Subjekt oder das Objekt der Angst *vor* wird fern von den eigenen wichtigen Beziehungen gewählt, der Hass »fremd« untergebracht, um in diesem Diskurs von Täter und Opfer zu bestehen.

Wenn sich viele Menschen auf ein Subjekt oder ein Objekt der Angst

einigen, erfährt der Hass eine Legitimation. Mit dieser Legitimation können Bündnisse entstehen, welche die Gewalt ins Masslose zu steigern und zu rechtfertigen vermögen.

Die Angst von Frau Müller, diese lähmende Angst, die sie tagelang in der Bewegungslosigkeit hält, bleibt uns ein Hinweis, den Bruch, den sie immer wieder erlebt hat und erlebt und der sie aus sämtlichen Beziehungen, aus der Welt wirft, als eine unbewusste Massnahme zu verstehen, eine Massnahme, um die Mutter nicht mit ihrer Eigenständigkeit zu verletzen und sich selber aus der Schuld an derem Leiden zu befreien. Es ist eine Vorkehrung, um diesen schrecklichen Bruch nicht ungewappnet und unvorbereitet erleben zu müssen, sondern ihn selber steuern zu können. Eine Vorkehrung, um sich vor dem mütterlichen Neid zu schützen, der Frau Müller droht, sollte sie Erfolg haben. Frau Müller kann sich mit dem Rückzug ins Bett der Nähe der Mutter wieder versichern und sie gleichzeitig besänftigen: »Ich lasse dich nicht alleine«. Und sie kann sich selber beruhigen: »Ich bin nicht schuldig.« Sie schadet niemandem mehr, die Mutter wird vom Leiden am Neid entlastet und Frau Müller von der Schuld daran.

Dass Frau Müller eine mütterliche Unterstützung und Anerkennung wohl tun würde, dass sie alleine gelassen wird in ihrem Streben nach Herausforderung, in ihrer Neugierde und Lust am Leben, kümmert diese Mutter nicht, weil sie als Opfer viel zu sehr mit sich selber beschäftigt ist. Das Opfer sieht sein Gegenüber als Feind, ein an ihm, dem Opfer, schuldig gewordenes Subjekt, einen Täter. An diesem Feind richtet das Opfer seine Identität auf, und zu diesem Zweck braucht das Opfer einen Feind. Das Opfer ist abhängig von ihm, weil es sonst zerbricht und heimatlos wird.

So wird es verständlich, dass jeder Opferidentität eine Ich-Losigkeit zugrunde liegt, da sich dieses angebliche Ich nur über den Kampf mit einem feindlichen Gegner konstituieren kann. Diese Position ist sehr fragil, gerade weil sie von einem Feind abhängig ist. Wir können hier von einer Symbiose von Opfer und Feind sprechen: Der andere, das Gegenüber, wird nicht in seiner Differenz wahrgenommen, sondern zu einem feindlichen Konstrukt gemacht, um ein Ich herzustellen. Würde man dem Opfer seinen Feind nehmen, dann wäre die Folge wie der während des Vietnamkrieges kreierte Slogan: »Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin.«

Wenn sich mehrere Menschen auf einen gemeinsamen Feind einigen, dann können sich heimatliche Gefühle ergeben, Gefühle der Zusammengehörigkeit und vor allem Gefühle der Dankbarkeit für die gegenseitige Anerkennung. Man ist verbunden in einer Gemeinschaft und hat die

Möglichkeit, das Mass der Anerkennung zu steuern, indem man sich im Kampf gegen den gemeinsamen Feind bewährt. Immer wieder bewährt. Das Bedürfnis, über diesen Mechanismus geliebt zu werden, ist ein nicht zu unterschätzender Antrieb. Wenn eine dieser Personen zudem Macht innehat, dann hat sie die Möglichkeit, andere an dieser Macht partizipieren zu lassen, um ihnen eine Freude zu bereiten und sich damit ihre Loyalität, ihre Anerkennung zu sichern. Die Anerkennung bedarf also einer Vorleistung, ohne die diese Person erfahrungsgemäss keine Anerkennung zu erwarten hat.

Verhält sich ein Subjekt in einer Gemeinschaft, die sich auf einen gemeinsamen Feind geeinigt hat, different, dann wird es nicht – wie es im intersubjektiven Diskurs Voraussetzung ist – als anderes Ich Anerkennung erfahren, sondern als Verräter aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Die Verbrüderung und Verschwesterung von Opfern, die sich auf einen gemeinsamen Feind ausrichten, ist sehr unbeständig, weil es sich bei diesem Feind um ein Konstrukt handelt, das gemeinsam geschaffen wurde und daher in seiner Variabilität äusserst instabil ist. Und weil die Subjekte an diesem Konstrukt ihre Identität als Opfer aufrichten statt in der Anerkennung der Differenz, die per se eine Beständigkeit hat und keinerlei Schwankungen unterworfen ist.

Die Anerkennung der Differenz ist keine Währung, die Machenschaften, Machtverhältnissen unterliegt, sondern ein reales Gewebe, mit dem wir in irgendeiner Form in Beziehung stehen. Sie erfordert keinerlei Anpassung und Unterwerfung, hantiert nicht mit Exklusionen und Bestrafungen und kennt keine Verräter und keine Helden.

Die Schuld als Bindemittel

Frau Müller erfährt die Differenz zu ihrer Mutter nur als Schuldige. Aus diesem Grund ist sie sehr darauf bedacht, sich keine neue Schuld aufzuladen. Also verlagert sie ihren Lebensraum ins Bett, womit sie ihrer Meinung nach niemandem mehr schadet. Die Prüfung ist nun schuldig an ihrem Zustand, und wenn die Prüfung nicht wäre, ginge es ihr gut. Dass dem nicht so ist, muss sie einsehen, als die Arbeit, die sie nach der Prüfung annimmt, ihre Symptome nicht verändert.

Frau Müller zieht ihre Aggressionen im Dienste des Ich zurück, um die Mutter nicht leiden zu machen und gleichzeitig auch, um sich selber schuldfrei zu fühlen. Dieser Rückstau der konstruktiven Aggressionen löst

eine Umdrehung ihrer Wirkung aus: Sie werden destruktiv und manifestieren sich als Selbsthass. Nicht, weil gestaute Aggressionen eine wuchtige Explosion erwarten lassen, sondern weil die gewaltsame Veränderung ihrer Richtung eine Identifikation mit der destruktiven Spiegelung bewirkt. Gestaute Aggressionen im Dienste des Ich werden erst destruktiv, wenn sie diese Spiegelung erfahren haben. Andernfalls können sie sublimiert werden, das heisst, die konstruktiven Kräfte können sich ein anderes Ziel suchen, an das sie sich vollumfänglich anbinden können.

Das Destruktive, das nun das Ich von Frau Müller direkt angreift, zeigt sich – nebst der Bewegungslosigkeit – auch in den Handlungen, die sie in ihrem Rückzug unterlässt, wie etwa die Körperpflege und nährendes und gesundes Essen; es zeigt sich aber auch in den Handlungen, zu denen sie noch fähig ist: TV-Serien schauen und Erdnüsschen essen. Die Selbstdestruktion, der Selbsthass, ist Kennzeichen eines jeden Betroffenen, dessen konstruktive Aggressionen destruktiv gespiegelt wurden. Die Abwehr des Selbsthasses kann über dessen Projektion auf ein Subjekt oder Objekt gelingen. So sagte ein vierjähriges Mädchen im Kindergarten jeweils: »Es hasst mich«, um kundzutun, dass ihr etwas nicht gelungen war. Mit dem Hass auf sich selbst und der Projektion auf ein »Fremdes« können gleichzeitig auch die Schuldgefühle vermieden werden, in die Frau Müller in der Beziehung mit ihrer Mutter verwickelt wird: Alles spielt sich fern von dieser Mutter ab und hat nichts mit ihr zu tun. Sobald die konstruktiven Aggressionen mit einer Schuld behaftet werden, kommen sie dem Dienst am Ich abhanden und geraten unter die Kontrolle eines anderen Ich. Dieser Prozess ist die Voraussetzung für das Gelingen des Herrschaftsdiskurses. Wer auch immer dieses andere Ich sein mag, der Vater, die Mutter, die Gesellschaft etc. – Frau Müller wird die Masterarbeit nicht mehr als eine kreative Herausforderung sehen, sondern als eine verpflichtende Auflage, die Schuld abzutragen. Die Schuld domestiziert die Expansion konstruktiver Kräfte und leitet diese in vorgesehene und verpflichtende Bahnen: Das Sollen ersetzt das Wollen.

Pflichterfüllung statt Genuss

Die Erfahrung einer Beziehung, welche die Schuld als verbindende Grundlage hat, wird übertragen auf alles, was die Aggressionen im Dienste des Ich zum Ziel haben. So werden die Prüfung und die Masterarbeit zur Qual, weil nicht mehr das eigene Ich bestimmt. Und so werden alle weiteren

Vorhaben zur Mühe und Belastung. In der Tendenz wird sich der Genuss an der Arbeit verlieren, weil der Stress der Pflichterledigung an seine Stelle tritt. Diese Art des Stresses entsteht, weil einem anderen Ich Genüge getan werden muss. Dabei kann sich sogar eine neue Art des Genusses bilden, nämlich die Freude an der erfüllten Pflicht, weil diese eine neue Form der Anerkennung nach sich zieht. Der Genuss liegt nicht mehr in der eigenen, selbstbestimmten Betätigung, im Erforschen einer Materie, sondern in der Pflichterfüllung, die bis zur Sinnlosigkeit reichen kann. Dies alleine, um Anerkennung und Zugehörigkeit zu erfahren. Oder – sehen wir es von der anderen Seite – alleine, um nicht ausgeschlossen zu werden. Ausgeschlossen aus der Beziehung, aus der Gemeinschaft. Ausgeschlossen aus der Nähe. Die Not des Ausgeschlosseneins kann so gross werden, dass jegliche Art der Pflichterfüllung angenommen wird, nur um Anerkennung und Nähe zu erreichen. Daran erkennen wir das menschliche Bedürfnis, nebst Nahrung und Pflege Teil einer Gruppe zu sein, Teil von Beziehungen.

Die Pflichterfüllung kann zu einem Lebensinhalt werden, die keine Alternative mehr kennt, weil die Fähigkeiten des Subjektes und die Ausrichtung seiner Aggressionen im Dienste des Ich vorgegeben sind und die Anerkennung nur in dieser Ausrichtung erfahren werden kann. Stefan Zweig schreibt in seinem Roman *Ungeduld des Herzens*: »... wer im Drill soldatischer Disziplin von Kindheit an erzogen wurde, unterliegt der Psychose eines Befehles wie einem unwiderstehlichen Zwang. Jedes militärische Kommando hat über ihn eine logisch völlig unbegreifliche, willensauflösende Macht. Auch ich [...] hörte von der Sekunde an, da ich den Befehl des Obersten entgegengenommen, sofort auf, selbständig zu denken und zu handeln. Ich überlegte nicht mehr. Ich gehorchte nur noch.« Diese Anpassung ist eine Schutzleistung des Subjektes, um von Anerkennung, Beziehung und Gemeinschaft nicht ausgeschlossen zu sein. Und sei sie auf Kosten sämtlicher eigener Interessen. Der Ausschluss aus der Gemeinschaft ist derart gewalttätig, dass sogar das eigene Leben »geopfert«, der eigene Tod in Kauf genommen wird, nur um dazuzugehören. Die Not, die erwächst, wenn das Subjekt nicht anerkannt wird, macht es anfällig für eine unreflektierte, allzu schnelle Pflichterfüllung, für Unterwerfung und Manipulation, macht es anfällig, sich Gemeinschaften anzuschliessen, die sich als Opfer einer anderen Gemeinschaft verstehen.

Der Herrschaftsdiskurs

hat den Ein- und Ausschluss als bestrafende und belohnende Massnahme zur Grundlage. Der Schuld- und Opferdiskurs ist ein Teil davon. Er definiert und misst die Schuld, er verortet das Subjekt im Gefälle der Hierarchie und schliesst somit aus oder ein. Die Schuld deutet auf einen »rechtmässigen« Ausschluss hin, einen Ausschluss aus der Beziehung, aus der Gemeinschaft.

Im intersubjektiven Diskurs wird die Schuld als gewalttätiges Mittel, um zwischen den Subjekten ein hierarchisches Gefälle und damit schuldhaft Bindungen einzurichten, nicht vonnöten sein. Das Verbindende ist die Anerkennung der Differenz eines jeden Subjektes. Das hat den Vorteil, dass weder um Anerkennung geworben werden muss noch Anerkennung versprechende Leistungen und Pflichterfüllungen erbracht werden müssen: Das Subjekt erfährt sich als Teil einer Gemeinschaft, ohne auf die Aggressionen im Dienste des Ich verzichten zu müssen. So bleibt die Autonomie des einzelnen Subjektes gewährleistet, die als Grundlage und Bereicherung von Beziehungen und Gemeinschaft dient.

Wenn die Bedienung der Aggressionen im Dienste des Ich und die Differenz als schuldhaft dargestellt werden, wenn des einen Autonomie und Handhabung der konstruktiven Aggressionen als Ursache für das Leiden eines anderen gesehen werden, handelt es sich um eine gewaltsame Verdrehung. Mit dieser Verdrehung wird die Angst eingeführt, die Angst vor der Schuld, die Angst als Ausdruck der Ohnmacht. Sie wird so zu einem bewährten Mittel der Unterdrückung, zu einem wichtigen Instrument, um das Getriebe des Opferdiskurses in Gang zu halten, die mit Schuld kontaminierten Aggressionen nach aussen zu verlagern und sie dort im Kampf *gegen* einen eigens dazu erklärten Feind einzusetzen.

In diesem Zusammenhang ist es verständlich, dass die Angst nicht auf ihre Provenienz hin befragt wird, sondern als Ursache destruktiver Aggressionen oder als Antrieb für kulturelle Leistungen gewürdigt und als unentbehrlich erachtet wird. Ihr wird ein Platz zugeordnet, über den man sich einig geworden ist: Der Mensch braucht die Angst, um sich vor Gefahren zu schützen; die Angst steht im Dienste des Menschen. Obwohl Angst Lähmung und Ohnmacht und gerade bei Gefahren Kopflösigkeit hervorruft, hält sich dieser Diskurs unerbittlich gut.

Das Gebrauchtsein wird zur eigenen Identität

Frau Schnell ist Anfang 30. Sie hat sich neu verliebt. Sie und ihr Freund passten wunderbar zusammen, sagt sie, nur der Sex funktioniere nicht; ihr Freund habe keine Erektion. Das verunsichere sie und lasse sie an sich selber und an seiner Liebe zweifeln: »Mag er mich überhaupt? Begehrt er mich, wenn er keine Erektion hat?« Sie sei offensiv geworden, sagt sie, und habe ihn bedrängt. Sie wollte diesen einen Liebesbeweis. Sie wollte sich in ihrer Angst vor Ablehnung beruhigen. So gerieten die beiden immer mehr unter Druck. Frau Schnell hat Angst, dass ihr neuer Freund sie verlassen wird. Er hat Angst, dass sie ihn verlassen wird. Dass sie ihn zu wenig begehrenswert findet. Sie hat Angst, dass sie ihm nicht genügt: »Ich mache alles, damit er sich begehrt fühlen kann, ich erfülle ihm seine Wünsche, bevor er sie überhaupt hat. Und jetzt belohnt und bestätigt er mich nicht, indem er erregt wird.« Er hat Angst, dass er ihr nicht genügt, und geht zum Arzt. Er ist ihr eine Erektion schuldig, das sieht er ein, andernfalls bestätigt er ihre und seine Liebe nicht. Sie sieht das genauso. Und schon sind beide, am Anfang einer Liebesbeziehung, in Schuldigkeiten verwickelt, die ihnen den Schnauf des Begehrens nehmen.

Die Einlösung dieser Schuld wird zum Beweis ihrer Liebe und je mehr dieser Beweis von beiden angestrebt wird, umso mehr wird er misslingen. Sie ringen um Anerkennung, eine Anerkennung, welche die Leistung voraussetzt, den anderen zu befriedigen, damit er mit dieser Befriedigung wiederum den anderen anerkennt. Die Einlösung dieser Schuld wird also zum bestätigenden Faktor für Verbindung, Liebe und Anerkennung. Dabei geht es um eine Anerkennung des Subjektes in einer *Funktion*: Den anderen zu befriedigen, um dann ein von ihm anerkanntes Subjekt sein zu können. Hier wird die Sexualität in eine Abarbeitung der gegenseitigen Schuld verwickelt; weit entfernt von Begehren wirkt sie angstmindernd und stabilisierend für die Beziehung.

Das Begehren

ist ein Begehren nach dem anderen. Es kann sich nur in einem intersubjektiven Raum entwickeln und entfalten. In einem Schuldiskurs wird es eingeschränkt, gar beseitigt. Es ist in seiner Auswirkung ausschliesslich subversiv, das heisst, es hält sich nicht an bestehende politische, religiöse oder gesellschaftliche Normen.